



Herbstabend.

Niemand sah den Sommer kommen, und doch war er plötzlich da und breitete einen Segen an Schö- nem und Gutem über die Fluren aus, und nie- mand sah ihn scheiden und doch war er plötzlich dahin, und aus Erde und Himmel, aus Wald und Feld hauchte uns jene wehmütige Herbststimmung an, die die Schauer des Vergänglichkeitsgedankens über unsere Seele zaubert. Die ersten Herbsttage! Für den empfindenden Naturfreund Tage stiller Wonne, ernster Rührung. — Mit welchem Gefühl der Befreiung läßt er das laute Treiben der Stadt, das verwor- rene Getöse des Markts und der Gassen hinter sich, um in der Stille der abgeernteten Ackerbreiten, der grünen Wiesen und des laubigen Hains die müde Seele auszuruhen, einen tiefen erquickenden Zug aus dem Becher des Naturlebens zu thun und Kraft zu sammeln für die neubeginnende Arbeit des nächsten Tages!

Ein unaussprechlicher Reiz ruhvoller Schönheit nimmt Auge und Herz gefangen. Vorüber ist der aufregende Früh- lingsrausch der Natur, vorüber auch der üppige Festtag des Sommers: in aller Stille hat die Mutter Erde gleichsam einen Akt besonnener Sammlung an sich vollzogen, und ein Lächeln gedankenvollen Ernstes grüßt den einsamen Wanderer, der am stillen Feldrain, am farbenprangenden Waldsaum da- hinschreitet. Was sein Auge erschauet, ist noch immer schön, noch immer reich, noch immer köstlich. Über die Fel- der, die ihren Ernteseegen hergegeben haben und nun in

Stoppeln stehen, webte der erste Septembertag ein lustiges Netz flimmernder Fäden, in denen der Morgentau diamantene Tropfenperlen zurückgelassen hat; purpurne Distelblüten, von den letzten bunten Faltern umschwärmt, heben stolz ihr Haupt; schlanken weißen Luftgeistern gleich wallen die lichten Schleier des „fliegenden Sommers“ in der sanft bewegten Luft dar- über hin. Sinnend folgt ihnen das Auge des Wanderers bis hinauf zu der in unirdischer Klarheit strahlenden Bläue des Himmels, und große ernste Gedanken heften sich an den schwe- benden Flug der phantastischen Gebilde.

Wie still ringsum die Flur! Verstummt ist der Vogel- gesang; fortgezogen sind die besiedelten zarteren Kinder wär- merer Zone; zum Abzuge rüsten sich auch die widerstands- fähigeren, und hier und da durchziehen die Borzügler derselben in langen Reihen schon die herbststönige Luft. Einzelne ver- lorene Töne, die herabklingen, gemahnen den Wanderer wie wehmütige Scheidegrüße. Unwillkürlich winkt den Dahin- ziehenden, fast bewegungslos Schwebenden seine Hand den Abschiedsgruß zu.

Den Bach entlang, der in tiefer, noch dicht begrünter Thalschlucht rinnt, unter dem ausdauernden Laubbach der Erlen hin, schreitet der Wanderer, nach langer stimmungs- voller Pilgerfahrt durch Wald und Flur, dem Dörfchen zu. Schon neigt sich der Tag zu Rüste. Dunstiges Gewölk hat allgemach den Abendhimmel umzogen, die Sonne ist in tiefen

Gluten gesunken und überzieht noch einmal die ruhende Welt mit einer Flut rosigten Lichts. Der Landmann, der nach ge- thaner Arbeit ausruhend vor seiner Hütte sitzt, blickt stumm in all den Glanz, der selbst die friedliche Rauchsäule über seinem Dache in allen Farben des Regenbogens erglänzen läßt, und nickt still mit dem Kopf. Eben treibt der alte Dorfschir die Herde ein; je länger der Marsch durch das Dörflein, desto kleiner wird der Trupp: rechts und links ver- loren sich Kühe und Kälber in die wohlbekannten Ställe; nur eine kleine Schar strebt noch zum Dorsteich, um im kühlen klaren Naß die schlaffe Zunge, die müden Füße zu kühlen. „Ein schöner Abend, Martens!“ ruft ihn der Bauer an und nimmt die kurze Pfeife aus dem Munde. Der Alte nickt. „Und giebt einen schönen Morgen. Könnt Euer letztes Heu hereinbringen, Bauer!“ Und nun nickt auch der Bauer. „So Gott will!“ und der Alte wandert vorüber, den Rest der Herde in die Ställe zu bringen.

Und dunkler und dunkler wird es am Himmel; die rote Glut im Westen ist erloschen und stiller und stiller wird es in der Dorfstraße. Nun tönt vom hochgelegenen Kirchplatz her in lang gehaltenen Klängen die Abendglocke über die niederen Hütten hin. Ernste heilige Schauer überschleichen die Herzen der schlichten Menschen und tief aufatmend flüstert hier und da ein Mund: „Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden!“

L. 5.



Herbstabend.

Gemälde von Prof. Fr. Volz. — Autorisierte Reproduktion.

Nachdruck verboten.

## Helden.

Von Helene v. Götzendorff-Grabowski.



„Oziębia się słońce zachodzący...  
Zdrowaś Marya!“

Altes polnisches Lieb.

Benedict Wolynski, der Kaplan von Sitorowicze in Galizien drüben, hatte seinen jungen Glaubensbruder Lucyan Rzewuski in Sapienka besucht; nur auf der Durchreise für

wenige Stunden. Sapienka war ein ganz hübscher Flecken, soweit ein kleines polnisches Grenzort „hübsch“ genannt werden kann, und das Pfarrhaus besaß einen freundlichen Garten, worin an diesem köstlichen Spätsommernachmittage die Rosen und Reseden so süß dufteten, wie nur irgendwo sonst in der Welt. Die Freunde, welche einander jahrelang nicht

gesehen hatten, saßen plaudernd bei einer Flasche Wein unter der das Pfarrhaus beschattenden breitläufigen Linde. Soeben füllte Lucyan Rzewuski das Glas seines Gastes auf neue. Derselbe führte es auch sofort mit wohlgefälliger Miene an die Lippen. „Trefflicher alter Rosoglio, in der That! Ich danke dir, Lucyan. Ja, was ich sagen wollte — soweit sich das so im Fluge beurteilen läßt, scheintst du wirklich gut installiert hier in Sapienka. Pan Borowski soll ein wohlwollender Gutsherr sein, deine Pfarrkinder lieben dich sichtlich, dein Bücherstempel ist so gefüllt wie dein Weinkeller, im Hause waltet die sorglichste aller Mütter, und dieser kleine Erdennickel mutet wie ein Idyll an. Ergo! du bist glücklich.“

Die dunkeln Augen des jungen Priesters schweiften träumerisch über das stille Garteneiland hin; als er sie dann wieder auf das ruhige Antlitz des Gefährten richtete, lag derselbe etwas wie eine brennende Frage darin. „Glücklich?“ wiederholte Lucyan langsam. „Sahst du denn schon einmal das Glück? Mir erschien es noch niemals, aber oft — dir darf ich es gestehen, Benedict — habe ich in stillen Nächten davon geträumt und meinen Flügelschlag zu vernehmen gemeint.“

Der Kaplan von Sitorowicze sah ein wenig erschrocken aus. „Ich verstehe dich nicht, lieber Bruder.“ sagte er, seine runden, weißen Hände über der Tischdecke faltend. „Was können wir, als gläubige Christen und Diener des Herrn, mehr wollen als den Frieden, der aus dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung entspringt?“

„Benedict! Hast du dich denn niemals danach geseht, dem Glück zu begegnen auf deinem Wege?“ fragte Lucyan eindringlich. „Besinne dich!“

„Als thörichtester Knabe vielleicht. Ich weiß es nicht mehr. Eines aber weiß ich: daß das Glück nur ein flüchtiger Gast ist auf dieser Erde; daß es nicht verweilt — und keinem Sterblichen die Treue hält.“

„Und wenn es mich nur einmal streifte im Vorüberfliegen?“ sagte der junge Priester leuchtenden Auges, „ich wollte mir den Lichtstrahl schon heimtragen und damit haushalten mein Leben lang.“

„Du redest wie ein Fieberkranker, Lucyan, oder wie ein Poet. Ich bin ernstlich besorgt um dich.“

„Das ist unnötig. Schau um dich, Benedict, wie alles in Sommerpracht glüht und blüht. Sollte da in einem warmschlagenden Menschenherzen nicht auch einmal ein glühender, blühender Traum aufsteigen dürfen? Die Sommerpracht geht vorüber; ebenso der Traum.“

„Wäre es so!“ entgegnete der Kaplan von Sitorowicze und erhob sich mit einem leisen Seufzer von seinem bequemen Ruheplatze. „Schenke noch einmal ein, Lucyan. Dieses letzte Glas gilt deiner speziellen Wohlfahrt. Mögest du den Frieden finden, der unser bestes irdisches Teil ist.“

„Möge das Glück mir einmal begegnen! Nur einmal — im Vorüberfliegen!“ Der junge Priester sprach es zu sich selbst, laut hinzufügend: „Ich danke dir, mein Bruder!“ Noch einmal klangen die Gläser hell zusammen, dann rüstete sich Benedict Wolynski zum Aufbruch. „Meine Zeit ist um“, sagte er, „ich habe gute dreiviertel Stunden zu fahren bis zur Bahnstation. Begleitest du mich?“

„Leider hält mich eine Amtspflicht davon zurück, sonst thäte ich es natürlich. Aber bis zum Dorfkrug, wo die Britschka, welche du benutzen mußt, sich befindet, kann ich dir noch das Geleit geben. Es bleibt dabei, daß du auf dem Rückwege wieder in Sapienka anhältst.“

„Es bleibt dabei, Lucyan, soweit ein Mensch das überhaupt sagen kann. Und ich hoffe, du hast dann ausgeträumt. Nun will ich noch einen Augenblick ins Haus gehen, um Mütterchen Mascha Lebewohl zu sagen.“

Dann schlenderten sie miteinander durch das Dorf, der Schenke zu. Die letzte Viertelstunde verstrich schnell. Benedict Wolynski bestieg die Britschka, ein ziemlich primitives, von drei elenden Mähren gezogenes Gefährt, und der Knecht, welcher kutschierte, deutete mit dem Peitschenstiel auf die Sonne und sagte: „Sie wird sogleich unten sein, Hochwürden. Wir haben keine Minute mehr übrig.“

„So leb' denn wohl, Lucyan. Unsere gnadenreiche Mutter behüte dich!“

„Ein Gleiches dir, lieber Bruder! Auf Wiedersehen!“ Noch ein letzter Händedruck — und der Wagen rollte feldwärts.

Benedict Wolynski blickte noch lange zurück auf das hinter ihm bleibende Bild, und das selbe prägte sich ihm für alle Zeiten ins Gedächtnis: Da lag die elende Schenke mit ihrem geflickten Dach und den blinden, zerschlagenen Fenstern und sah fast malerisch aus, da die untergehende Sonne ihren Schimmer darüber hindreute. Halbnaakte Kinder, zottige junge Hunde, Federvieh, welches sich in schmutzigen Pfützen vergnügte — und inmitten dieses wüsten, klein-polnischen Treibens die hochaufgerichtete Gestalt des jungen Priesters, dessen edles, kühngeschnittenes Antlitz zum Licht emporgewandt und von der Sonne mit einer leuchtenden Aureole umhoben war.

„Er sieht einem Vorzeithelden, aber nun und nimmer einem Priester gleich.“ sagte der Kaplan von Sitorowicze bekümmerten Herzens zu sich selbst, „möge die heilige Jungfrau sein Leben in ihre Hut nehmen und allerwegen mit ihm sein.“

Es war Abend, als Lucyan von der Ausübung seiner Berufspflichten zurückkehrte. Angesichts des Pfarrhauses kam ihm das Nachmittagsgespräch mit dem Freunde wieder in den Sinn; er seufzte auf, sehnsuchtsvoll und ungeduldig. „Frieden. Ja, um ihn sollen wir bitten. Und er ist den Frommen verheißen. Aber wer beschreibt, wer zeigt mir das Glück?“ Als er das Gartenpfortchen öffnete, trat ihm eine lichte Gestalt entgegen, welche Rosen in den Händen trug und lächelte. War das die Antwort?

„Gelobt sei Jesus Christus,“ sagte die Erscheinung und schlug fromm das Kreuz dazu.

„In Ewigkeit. Amen.“ entgegnete er. Dann sprach das weißgekleidete Mädchen: „Ich komme vom Gutshofe, Hochwürden, und erwarte mit der Erlaubnis der Frau Rzewuska hier im Garten Ihre Heimkehr.“

Da erschien auch schon Mütterchen Mascha in der Hausthür. „Bist du da, Lucyan? Das ist gut.“ sagte sie. „Führe die gnädige Gräfin ins Haus; es wird kühl draußen.“

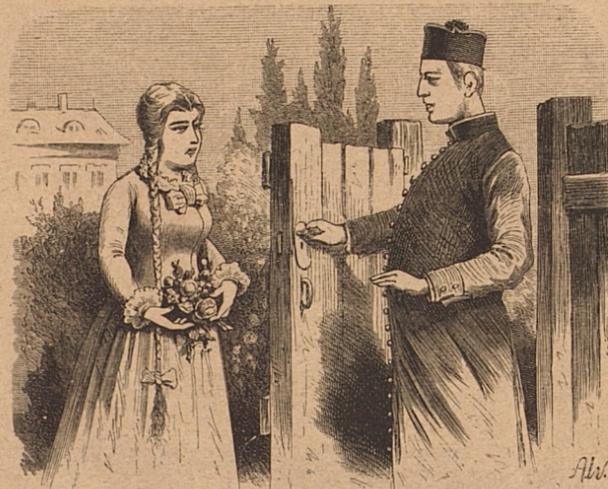
Die gnädige Gräfin! So war das Mädchen mit den Sternenaugen nichts weiter als das? Keine Huldgestalt aus irdischen Landen, in dieses weltferne Polenbüschchen gesandt, um Lucyan Rzewuski das Glück kennen zu lehren?

Er mußte nun, wen er vor sich hatte. Gräfin Tania Ostrogska, die aus der Warschauer Pension kommende Mündel des Pan Borowski, eine Waise, welche in Sapienka daheim sein sollte bis zum Tage ihrer Vermählung mit Stanislaus Czarski auf Kaplince, dem man sie bereits in den Kindertagen verlobt.

Das alles hatte Lucyan von dem Gutsherrn selbst erfahren; derselbe wünschte, daß sein Kaplan, dessen Bildung und Kenntnisse, wie er wohl wußte, über das Durchschnittsmaß hinausgingen, der jungen Gräfin während ihres Aufenthaltes in Sapienka einige Unterrichtsstunden erteile, vornehmlich in der vaterländischen Kirchengeschichte.

Pan Borowski war wie alle seines Stammes ein strenggläubiger Katholik, der die Historien der Heiligen, deren Gedenktage er feierte, wie am Schnürchen herzusagen wußte. Man sollte bei den Czarskis nicht sagen, daß Tantias religiöse Erziehung vernachlässigt sei.

Der junge Priester dachte an das alles, während er die Gräfin ins Haus geleitete. Sie sah wie ein Kind aus mit den schlichten, blonden Zöpfchen, welche zu beiden Seiten des feinen Gesichts auf das weiße Kleid herabfielen, und schaute sich zutraulich und neugierig wie ein solches in Lucyans karg möbliertem Studierzimmer um, dabei ihr Anliegen vortragend. Die Mamka hatte sich den Fuß vertreten und der



„Ich komme vom Gutshof, Hochwürden.“

wollte, obschon der Doktor ihn zurecht gerückt, nicht wieder gelenkig werden. Da hatte Ignaz, der Kutscher, von „unser Kaplans Kräuterjälbe“ erzählt. Die solle sogleich Geschwulst und Hitze lindern. Die solle Wunder thun. Wollte Hochwürden so gütig sein?

Die Mamka, das war Tantias ehemalige Amme und Wärterin, der Gegenstand zärtlichster Liebe für die Waise.

Während Lucyan, der es gewöhnt war, in Sapienka und Umgegend als ein Stück Doktor angesehen zu werden, und gern mit seinen kleinen Hausmitteln aushalf, wo es anging, die Kräuterjälbe präparierte, erzählte ihm Tania Ostrogska in ihrer echt-polnischen, das heißt frühreifen Art allerlei heitere Geschichten aus den Kindertagen, welche sämtlich „Mamka“ zur Heldin hatten. Mütterchen Mascha hörte beide miteinander lachen.

„Was für ein liebliches Ding! Gar nicht so stolz und von oben herunter wie andere ihresgleichen,“ sagte sie, nachdem sich Tania in der Begleitung ihres alten Kutschers entfernt. „Was für ein süßes Täubchen! Viel zu schade für den wilden Falken, den Pan Czarski da drüben!“

„Vielleicht ist er nicht so schlimm, wie die Leute sagen, Mutter.“

„Das meinst du, und weißt doch, daß er dem Czernonek mit dem Rauczug (Peitsche) das rechte Auge ausge schlagen hat, Lucyan!“

Damit hatte es seine Richtigkeit. Der Czernonek gehörte zu jenen Kaplinceer Tagelöhnern, welche sich gegen ihres Gutsherrn Knute empört und ihm den Dienst aufgesagt hatten.

Pan Czarski hielt niemanden; er war im Grunde nicht schlecht, aber, wenn der Zorn über ihn kam, vollständig der Sklave seines ungestümen Temperaments. Der Czernonek hatte für den Verlust seines Auges eine glänzende Entschädigung erhalten und sich damit nach Sapienka unter Borowski's Regiment begeben. „Das Geld macht mir mein Auge nicht heil,“ pflegte er im Dorfkrug, wenn der Wutski sein Hirn erhitzt, zu sagen, „und dem jungen Pan Staszo (Stanislaus) werd' ich den Spaß eines Tages heimzahlen! Trinken wir darauf, Brüderchen!“

Wiederholt hatte Lucyan den Czernonek ermahnt, zu vergeben und zu vergessen. „Alles ist Himmelsfügung. Was Gott und die heilige Jungfrau nicht wollen, das lassen sie nicht geschehen,“ hatte er gesagt und wiederholte es heute der Rzewuska. Es war auch seine Überzeugung. Aber trotzdem dachte er bekümmerten Herzens an die Zukunft Tantias und schloß sie inbrünstig in sein Abendgebet ein.

Auf dem Edelhofe langweilte die junge Gräfin sich herzlich. Pan Borowski war wenig daheim, oder er hatte Gäste; da ward getrunken und Karten gespielt. Selten kam Damenbesuch. Selten erschien die gnädige Frau Borowska, eine korpulente, unbeschreiblich faule Dame in den Fünzigern, anständig gekleidet im Salon. Sie liebte es, in ihrem nicht sehr sauberen, himmelblauen Kaschmirschlafrock auf dem Sopha zu liegen — auf einem Sopha, welches sehr elegant, aber mit Vandalenlöchern und Fettflecken besät war — und mit einer Cigarette zwischen den vollen Lippen französische Romane zu lesen, dabei ihre herabhängenden, in blindgewordenen Goldpantoffeln steckenden Füße unausgesetzt in monoton schaukelnder Bewegung erhaltend. Tania sah das mit an, bis ihr die Augen zufielen. Dann sprang sie auf und lief davon, um der Gefahr des Einschlafens zu entgehen. Es gab so vieles in Sapienka, was freundlicher anzusehen war als diese dicke, träge „Tante Bronislawa,“ welche niemals ein warmes Wort, einen guten Blick für die junge Waise hatte. „Sie gleicht einer garstigen, gelbledernen Puppe,“ sagte das Mädchen zu seiner Vertrauten, der Mamka. „Schau dagegen Mütterchen Mascha an; was für ein engelsgutes Frauchen das ist! Und dich selber schau' an, du alte, goldene, zuckersüße Mamuschka du!“

„Nimm deinen Hut, Schmeichelfaze, und geh' ins Pfarrhaus. Ich hole dich in einer Stunde ab, wenn du willst.“

Dann schlenderte Tania durchs Dorf. Die Leute grüßten alle so unterwürdig und standen still, um ihr bewundernd nachzuschauen. Bisweilen warf sie eine Hand voll Pfennige oder Zuckerkringel unter die sich in Staub und Schmutz badende Dorfjugend; dann kugelte alles kreischend, bellend und quiekend durcheinander: Kinder, Hunde und Schweine — und das Federvieh lief erschreckt aufgackernd mit ausgebreiteten Flügeln davon. Das war so lustig!

Im Pfarrhause gab es auch immer allerlei Unterhaltungsames. Eines Tages entdeckte die junge Gräfin ein altes, nachgedunkeltes Bild, welches ihr ganzes Interesse erregte. „Wie kommt dieser stattliche Kriegsmann unter die Heiligenbilder, Hochwürden?“ fragte sie, „und wer ist es?“

„Einer meiner Vorfahren, Pan Stanislaus Rzewuski, der Großfahnenchef Litthauens.“

„Ah, ich erinnere mich, er that sich hervor als einer der Befehlshaber der Barer Konföderation.“

„So ist es. Er war ein vorzüglicher Führer, ein kühner Soldat. Gleichzeitig rühmt man ihm, was noch mehr gilt, eine seltene Herzensgüte nach.“

Pan Stanislaus Rzewuski stand da in der prächtigen, malerischen Konföderierten-Uniform, einen kostbaren Säbel an der Seite, und blickte aus stolzen, dunkeln Augen auf das neugierig emporschauende Mädchen herab. Tania wandte sich um und lachte. „Das sind Ihre Augen, Hochwürden. Sie gleichen ihm erstaunlich, und die himmelblaue Szamarka mit dem Goldsaum würde Ihnen besser stehen als dieses düstere Gewand.“

Der Kaplan errödete bis unter das kurze, dunkle Stirnhaar. „So dürfen Sie nicht sprechen, Gräfin,“ sagte er, „es ist kein Vergleich denkbar zwischen ihm und mir. Sehen Sie diese heilige Lucyna, deren Geschichte wir morgen durchnehmen werden. Gefällt sie Ihnen?“

„Nicht sehr. Sie hat einen schiefen Mund und eine häßliche Nase. Ich kann mir nicht denken, wie man zu dieser Lucyna zu beten vermag.“



vor aller Welt hervorgehen werde, aber das mindert doch die Schrecken der Freiheitsberaubung nicht. Ich dachte an meinen Schwager, der als politischer Redakteur eines fortschrittlichen Blattes sechs Wochen abgesehen und mir die schauerlichste Beschreibungen von dem Aufenthalt im Gefängnisse gemacht hatte.

Es trieb mich, meinen Rechtsanwalt aufzusuchen, ich wollte ihn sprechen, aber was sollte ich ihm sagen! Er würde mich auslachen. Ich lehnte wieder an meinen Schreibtisch zurück und verharrete hier in düsteres Brüten versunken. Da trat meine Dora auf mich zu, lächelnd legte sie die Hand auf mein Sorgenhaupt und: „Nun, was giebt's denn wieder?“ sagte dieser Engel an Geduld und Sanftmut. Ich reichte ihr die polizeiliche Vorladung hin.

Sie lächelte noch immer. „Nun?“ sagte sie endlich. „Nun, ich weiß ebenso wenig wie du, um was es sich handelt, liebe Dora, jedenfalls ist es wieder eine der vielen Unannehmlichkeiten, die einem das bishigen Leben verälzen.“ „Hast du denn gar keine Ahnung,“ forschte meine brave Lebensgefährtin, ängstlicher werdend.

Ich verneinte, aber ich wich dabei ihren Blicken aus, denn es war ja immerhin nicht unmöglich, daß die Frauangelegenheit... in demselben Augenblick überkam mich eine Eingebung. „Dora, hast du etwas auf dem Gewissen?“ rief ich.

Doras Lächeln war verschwunden, sie sah mich sehr ängstlich an. Offenbar leistete sie einem Geständnis Widerstand, ich erkannte es. „Dora,“ bat ich, „bekenne alles... wenn ich gestehe, wird man den Fall milder beurteilen.“

„Ach Gott, ich wollte dir's nicht sagen, aber vor vier Tagen ist der Gummibaum vom Balkon herabgefallen...“ kispelte sie.

„Obwohl ich, seit du diesen langweiligen Besen im Hause hast, unablässig darauf dringe, daß er angebunden wird! — Siehst du's, da haben wir's! Hat er viele Menschen erschlagen? Dora, sei wahr!“

Meine Frau konnte wieder lächeln, die Glückliche. „Er ist ja in den Vorgarten gefallen, nicht auf die Straße, und ich habe auch die drei Mark Ordnungsstrafe sogleich bezahlt.“

Wir dachten, etwas beruhigt, beide minutenlang nach, dabei nahmen wir uns abwechselnd die polizeiliche Vorladung aus der Hand und sahen sie sinnend an.

„Hast du vielleicht mit dem Dienstmädchen etwas gehabt, man muß sich vor diesen Leuten hüten.“

„Ach,“ sagte Dora unbekümmert, „mit denen mache ich kurzen Prozeß. Bertha habe ich Montag Knall und Fall entlassen, denke dir dieses freche Mädchen...“

„Du hast sie sozusagen hinausgeworfen? Dora, wäre es möglich, daß sich bei einer solchen Gelegenheit deine unvergleichliche Sanftmut in maßlose Heftigkeit verwandelt?“

„Ich habe ihr eins gegeben!“ rief Dora im vollen Gefühl ihres guten Rechts.

„Nun dann ist mir's klar, es handelt sich um Bertha, du hast sie mißhandelt... ja, sage mir nur, Dora, ich ahne von all diesen Vorkommnissen gar nichts, ich denke, es geht alles so glatt, so friedlich zu bei uns...“

„Weil ich dich vor allen Unannehmlichkeiten, die nun doch einmal nicht zu vermeiden sind, bewahren will,“ sagte Dora leise und in ihren Augen standen Thränen.

In diesem Augenblick meldete Eva, meine Sechzehnjährige, daß Bertha in der Küche sei, sich ihre Sachen holen und der Mutter Abbitte leisten wolle.

Wir sahen uns an, Bertha war nicht klagbar geworden, also auch diese Vermutung bestätigte sich nicht. Dora ging hinaus, Eva blieb zurück. Ich wollte dem Kinde meine Bedrängnis verheimlichen und begann von etwas Gleichgültigem zu sprechen. „Du hast mir ja noch gar nicht gesagt, wie du dich am letzten Montag bei G... unterhalten hast, Kind?“ frug ich.

„D...“ sagte die kleine Dame, der wir erst vor 14 Monaten lange Kleider angezogen haben, nasenrumpfend, „es war nichts Berühmtes, — nein, dieser Posthath von A. ist langweilig, — na, ich jagte's ihm auch!“

„Was, das hast du ihm gesagt? Das ist ja Beamteneleidigung — natürlich, da sieh her, ich werde zur Polizei citiert! Da glaube ich, weiß Gott, wie ruhig und sicher ich hier sitze, was für Mustermenschen wir sind, und dabei mißhandelt deine Mama die Dienstboten, du inultierst verdiente Staatsbeamte... Das sind ja hübsche Entdeckungen! Hast du nicht vielleicht auch gestohlen oder Gustel jemanden ausgeraubt; rufe ihn mir!“

Eva ging mit geknicktem Mädchenstolz davon, sie sprach kein Wort, aber aus einer zuckenden Bewegung ihres Kopfes, die ich von hinten bemerkte, glaubte ich schließen zu können, daß sie weinte. Geschieht ihr Recht. „Beamte des Königs sind nie langweilig, nie! Hörst du!“ rief ich ihr nach, mit einer Heftigkeit, die ich heute bedauere. Gustel erschien. Er ist der wohl-erzogenste beste Mensch, und ich kann wohl sagen, daß ich an ihm — er ist mein Meister — nur Freude erlebt habe. Demnächst macht er sein Bauführer-Examen.

„Gustel,“ sagte ich, als der junge Mann mein Zimmer betrat, „ich bin überzeugt, daß du dir keinerlei Vergehen hast zu Schulden kommen lassen, vielleicht bringst du mich aber auf die Spur einer Erklärung für diese schreckliche Vorladung.“

Der gute Junge wurde blaß, als er die Vorladung gelesen hatte. „Nun ist es heraus,“ sagte er leise, und sein Kopf sank auf die Brust. Vater und Sohn sahen sich angststarr an. „Ach, Papa,“ stöhnte der arme Bursche, „... es ist ja eine kolossale Dummheit, aber meine Kollegen haben mich dazu geführt, wir haben einen geheimen Verein — es ist alles Unsinn...“

Er stammelte in seiner unbeschreiblichen Angst, und ich mußte ihm das Geständnis erleichtern. „Was für einen Verein. Wenn es nur kein politischer ist... rede Gustel, wie heißt euer Verein?“

„Die Königs-mörder!“ kispelte der arme junge Mann, „wir kamen nur des Nachts zusammen in einem Keller. Das ist auch der Grund, weshalb ich am Sonnabend erst so spät nach Hause zu kommen pflegte.“

„Ja seid ihr denn wahnsinnig, ihr wollt Throne stürzen und gefaltete Häupter bedrohen, Gustel... du ein Königs-mörder...“

„Es ist ja nicht so gemeint, es ist ja ein Regellub in der Barutherstraße, aber wir geben jedem Regal den Namen eines europäischen Souveräns, und weil wir erst immer nach dem Abendbrot dort zusammenkommen und weil keiner etwas ist, nennen wir uns Nihil — isten!“

„Ihr Schafsköpfe,“ rief ich völlig außer mir, „der Unsinn kann euch den Hals kosten; das ist's, darum muß ich zur

Polizei... Hochverrat, Nihilismus — wir sind ja eine Verbrecherfamilie...“

Der junge Mann saß wie ein ertappter Schuljunge vor mir, er that mir leid. Er schämte sich und ängstigte sich. Diese Situation verwirrte uns beide. Ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte, die unangenehmen Entdeckungen dieser Stunde hatten sich aneinandergelagert, um mich, den Widerstandlosen, zu überwältigen. Ich hatte eine schlechte Nacht. Am nächsten Tage stand ich zur bezeichneten Stunde im Korridor des Polizeigebäudes. Die Dinge und die Personen, die man hier sieht, drücken das Selbstbewußtsein auf den Nullpunkt herab, es ist eine Lust, in der jeder ehrliche Mensch das Bedürfnis fühlt, umfassende Geständnisse abzulegen, auch wenn er nichts zu bekennen hat.

Der Kommissar empfing mich wie jemand, der durch den Ernst der Amtsgeschäfte auch der landläufigen Komplimente entbehren wies. Mit einer stummen und sehr oberflächlichen Geberde wies er mir einen Stuhl mit grobem Strohgeselecht an. Sodann begab er sich in das Nebengemach, wo ich die Handschellen vermutete; er kam indes nur mit einem Bündel zurück. „Alha, die Sträflingskleider,“ dachte ich. Nun erhob ich mich, fest entschlossen, alles zu bekennen, alle Verbrechen, die in unserer ruchlosen Familie vorgekommen waren. Aber der Kommissar kam mir zuvor. Er hielt mir eine Brief-tasche unter die Nase, die mir Else, meine Zweitjüngste, zu Weihnachten geschenkt hatte; — ich hatte das von ihren Händen zartbestickte Geschenk eines Tages vermisst und angenommen, daß ich die Tasche verloren habe. Zwei Tage lang war ich untröstlich gewesen über den Verlust.

Mein Erstaunen darüber, daß ich die verloren geglaubte Tasche jetzt in den Händen des Polizeibeamten sah, war sehr groß. Meine Verwunderung wuchs, als mir der wachere Beamte der vorzüglichen Polizei die Mitteilung machte, daß man Elschens Brieftasche — sie hatte im Innern meinen Namen in Seide gestickt — im Nachlaß eines vor wenigen Tagen in der Unterjuchungshaft verstorbenen Spitzbuben gefunden hatte. Der Mensch mußte mir meine Brieftasche im Kaffeehause gestohlen haben.

„Siehst du,“ sagte meine sanfte Dora, dieses edle, an der Vortrefflichkeit der Weltanrichtungen noch immer nicht zweifelnde Wesen, „siehst du, da hast du wieder eine Unannehmlichkeit“ gewittert, und es hat sich gerade eine freundige Überraschung herausgestellt.“

Ich konnte ihr diese Auffassung nicht so hingehen lassen, denn ich hatte wohl meine Brieftasche wieder, man hat mich nicht inquiriert und nicht eingesperrt, aber ich habe bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß in unserem Hause Dinge vorkommen, von denen ich mir nichts träumen ließ, daß ich geradezu auf einem Vulkan tanze... Ich werde mich in Zukunft gar nicht mehr wundern, wenn mich die Polizei vorladet, ja ich erwarte mit Sicherheit eine polizeiliche Vorladung... Das ist auch ein angenehmes Gefühl, nicht wahr?

## Am Kamin.



Sei mir gegrüßt, du trautes Feuer,  
Du lieber Freund bei Winterfroht,  
Du Herzenstrost, du vielgetreuer,  
Sei mir gegrüßt, du trautes Feuer!  
Wie deine Flamme mich umkost,  
Wie bist du schön, dem Auge teuer,  
Sei mir gegrüßt, du trautes Feuer,  
Du lieber Freund im Winterfroht.

Ich schmiege mich an warmer Stelle  
Mit meinem Buch an das Kamin,  
Die Sorgen ließ ich vor der Schwelle,  
Ich schmiege mich an warmer Stelle,  
O solche Stunde — welch Gewinn!  
Ich schaue träumend in die Helle  
Und schmiege mich an traunter Stelle  
Mit meinem Buch an das Kamin.

Ich fühle mich so glücklich heute,  
Erwärmt bis in das Herz hinein;  
Mein Geist erhascht im Flug die Beute,  
Ich fühle mich so glücklich heute!  
Vertagt sei Gram und Herzenspein,  
Verjagt der dumpfen Sorgen Meute,  
Ich fühle mich so glücklich heute,  
Erwärmt bis in das Herz hinein.

• Aus dem Französischen von  
Aina Güttnier.

## Aus großer Zeit.

(Zu dem Bilde von R. Sohn.)

Stillere Tage, als die, welche der Wonnemond des Jahres 1521 ihr gebracht, hatte Frau Sabine nicht erlebt seit jener gesegneten Zeit, da sie als Jungvermählte an der Seite ihres stattlichen Eheherrn eingeritten war in das gewölbte Thor des festen Hauses, das seinen Namen führte! Stillere nicht! Lag es doch wie ein Mann des Schweigens über der alten wehrhaften Feste, seit ihr hochgefinnter Eheherr jüngst hinausgezogen war, um dem Rufe seines fürstlichen Lehnsheeren, Philipp von Hessen, gehorsamend, zu dessen Hoflager zu stoßen und mit ihm nach Worms zu ziehen, wohin Kaisers Majestät einen Reichstag berufen hatte. Einen Reichstag zu allerwichtigster Staats- und Kirchenfachen weislicher Erledigung! — Wohl gönnte Frau Sabine ihrem frommen Landesherrn des wacheren Gatten treumeinenden Rat und, sollte es zu Streit und Fehde gedeihen, auch seinen und seiner Knechte wehrhaften Beistand; doch aber war's ihr hart, ihn nun schon lange Wochen und Monde entbehren zu müssen, und bedrückten, ja etwas verzagten Herzens hatte sie heute, da wieder ein so gar einsamer Tag über dem festen Hause heraufgezogen war, in der Kemeate-dageessen, sinnend und sorgend, sehnennden Herzens, und ihre Gedanken hatten den teuren Mann weithin über Berg und Thal, fern — fern im Westen gesucht; heimlich bangend, ob er wohl frisch und gesundem Leibes sei in so bedrohlicher Zeit und ob er seiner getreuen Sabine daheim liebend gedachte.

Da hatte es unten im Burghof wie Koffeshufe geklappert, und lebhafter Stimmenwechsel war durch die tiefe Stille des Maitages zu ihr emporgeklingen, daß sie zusammenschraf und die Spindel aus der zitternden Hand sinken ließ. Reifige waren eingeritten, vielleicht ihr teurer Eheherr selbst, vielleicht auch nur von seinen Knechten, die er mit hinweggenommen, etwelche, die Botschaft brachten von seinem Wohl und Wehe... Sie mußte die Hand auf das wildklopfende Herz drücken: war ihr doch, als müsse es ihr im nächsten Augenblick die Brust zerprengen!

Sie wollte hinaus, die Hochstiege hinab, wollte sehen und hören, was ihr des Himmels Schickung bestimmt; aber die Kniee zitterten ihr vor Herzensangst, daß sie nicht von der Treppe zu gehen vermochte, und da — da kam's auch schon herauf in den Windungen der Schneckenstiege, und eine unsichere Hand tastete draußen am Knebel des Thürschlosses: im nächsten Augenblick stand die alte Barbara, keuchend vor Eile und Aufregung, in der Thür und ein großer Brief lenkte Frau Sabinens unruhig banges Augenpaar auf sich.

„Eine Botschaft vom Herrn, weither aus dem rheinischen Lande! Der Luz ist schier Tag und Nacht geritten, Euch den Brief zu bringen. Er sagt, der Ritter sei frischen Muthes und lasse sein ganzes Haus grüßen!“

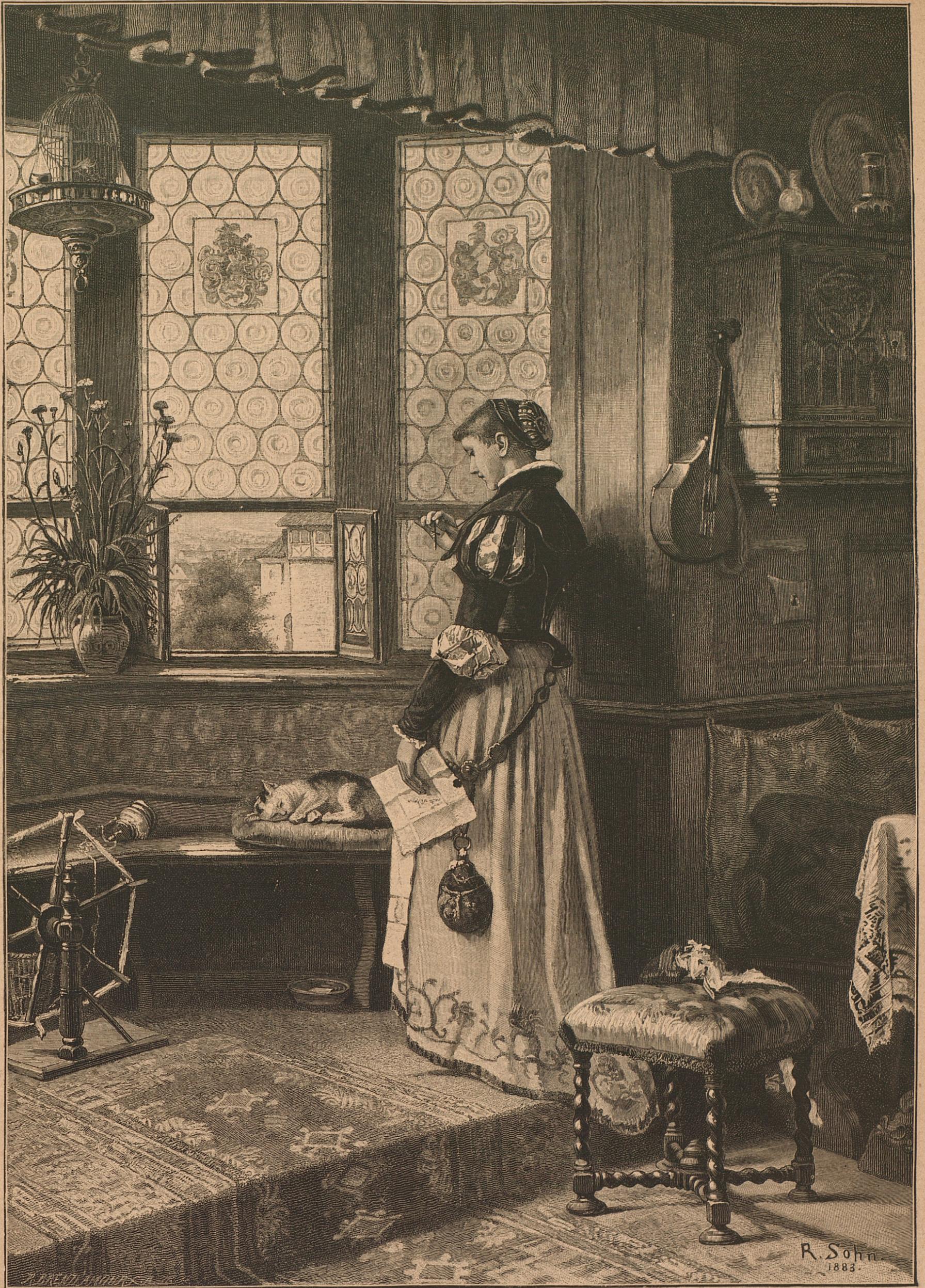
„Gott sei gelobt in Ewigkeit!“ flüsterte Frau Sabine, aus tiefstem Herzen dankbar aufatmend; „gieb den Brief her und laß mich mit ihm allein!“

Ach! wie war die Stille, die noch eben ihr gar so bang und drückend gedünkt, auf einmal herzlabend und willkommen. Sie sank in den Stuhl zurück und las und las, was ihr die Seele im tiefsten bewegte, Thränen seliger Erschütterung in ihre blauen Augen lockte: von des tapfern Gottesmannes Martini Lutheri Eintreffen in Worms, von des Volkes feierlichen Zurufen und ehrenvollem Geleit bis zu kaiserlicher Majestät Herberge im Bischofshof; von des frommen Glaubenshelden unverzagtem Auftreten vor Kaiser und Reich — allein im Schutze des allmächtigen Gottes, dessen Wort und Gebote von neuem in alter Lauterkeit herzustellen und zu bekennen, derselbe Leib und Leben in die Wage gesetzt. Wohl habe da manches starken Mannes und Kriegers Herz gebangt um den schlichten Mönch, der sich unterwunden, gesamter Macht und Herrlichkeit dieser Welt entgegen zu treten; aber solch zagen Mitgeföhls sei derselbe nicht nothast gewesen. Schier unverwundbar sei er dagestanden vor Kaisers Thron, im Ring der Fürsten und Herrn, der Kardinalen und Bischöfe, und keine Herzensbangnis habe ihm das Wort verschlagen. Er — der Ritter — preise sein Glücklos, daß es ihm vergönnt gewesen, was Lutheri letzter Entschaid und runde Antwort auf die Widerrufsforderung des Trierer Offizials gewesen: Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder andere offenbare Beweise überführt werde, so kann ich, da mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, weder etwas widerrufen, noch will ich es, da weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Gott helfe mir, Amen! — Solches zu hören, habe er auch seinem lieben, frommen Eheweibe, obwohl vergebens, herzlich gewünscht und wolle sich nun, da er wieder in seine Herberge zurückgekehrt, nicht enthalten, ihr solches zu schreiben. Der Luz solle reiten auf Leben und Tod, ihr das Blättlein zu bringen! — Nun spreche man wohl viel, daß kaiserliche Majestät wider Lutherum als offenbaren Ketzer des Schärfften verfahren werde; aber schon zage niemand mehr um der guten Sache endlichen Sieg. Zu klärllich habe es sich dargethan, daß sie Gottes, nicht Menschenwerk sei, und so werde sie bestehen, ob sich auch Welt und Hölle dazwider setzen möge.“

Blaffen Anlitzes, doch aber gehobenen Mutes, ließ Frau Sabine den Brief sinken und atmete tief — tief auf. O! es war doch eine große, gewaltige Zeit, darinnen man daheim sei, und wohl habe der treffliche Sänger und Ritter Ulrich ab Hutten Recht, wenn er von ihr preise „es sei eine Lust, darinnen zu leben.“ Ja eine hohe Lust auch für sie, die schlichte Burgherrin, auf ihrem einsamen Hause. Überall regten sich die Geister, überall ringe man um Größtes und Heiligstes, überall siegte das Gute und Wahre, und von der Freude darob, von der Teilnahme daran sei, Gott sei Dank, auch die deutsche Frau nicht ausgeschlossen!

Und dann zog sie an feinem Kettlein ein kleines Kreuz hervor, das auf ihrer Brust geruht hatte, küßte es inbrünstig und die blauen Augen still und ernst darauf gerichtet, flüsterte sie: „Es ist Gottes Werk — und so wird's bestehen! Ich aber preise den Himmel, daß mein teurer Eheherr solches mit erleben durfte!“

Ludwig Ziemssen.



R. Sohn  
1883

Aus großer Zeit. Originalgemälde von R. Sohn.  
Nach einer Photographie von W. Otto in Düsseldorf.

## Vom Kokettieren.

**E**s gab eine Zeit, wo beim Klange dieses Wortes allerlei heitere Bilder vor meinem Geiste aufstiegen, wo sein Begriff mir von jugendlich beweglichen Gestalten, blühenden oder sanft schmachenden Augen, von Necken und Schmolken, Anlocken und Abweisen in anreizender Form — kurz, von dem ganzen Arsenal weiblicher Eroberungskunst unzertrennlich schien. Aber von dieser Ansicht bin ich im Laufe der Jahre abgekommen. Ich habe mich überzeugt, daß das Kokettieren gar keine so exklusive Kunst ist, zu deren Ausübung besondere Veranlagung gehöre, sondern ganz allgemein geübt wird, daß sich sogar Leute damit befassen, denen man alles andere eher zutrauen möchte, daß ganz erschrecklich viel in der Welt kokettiert wird, an allerlei Orten und von allerlei Volk, — daß es sich in der That hierbei um eine Eigenschaft der Menschennatur handelt.

Zu wirklich kokettieren will jeder; irgend etwas will der gewöhnliche Mensch durchaus an seiner Person in den Vordergrund stellen, irgend eine Eigenschaft oder Sache, mit der er besondern Eindruck zu machen hofft, und da nur eine glückliche Minderzahl über Reize und herzwinnende Liebenswürdigkeit, über Jugend und Regsamkeit in genügender Weise verfügt, so versucht man es, je nach Vermögen und Geschmack, mit andern Mitteln. Nach Vermögen und Geschmack! Nichts ist so verschieden wie diese, aber was den letzteren anbelangt, so glaube ich bestimmt, daß er nie und nirgends so seltsame Wege einschlägt, wie gerade auf diesem Gebiet, dem Gebiet der allgemeinen Koketterie. Da ist kein Ding und keine Eigenschaft so unbedeutend, so wenig verlockend, daß nicht irgend ein wunderlicher Heiliger gerade hierbei seine Hoffnungen auf Eroberungen stütze; ja die Erfahrung lehrt, daß gerade das Unschöne, Unsympathische in dieser Hinsicht ein besonderes Vertrauen genießt, daß der allgemeine Geschmack, mit Überhebung des wirklich Unangenehmen an einem Menschenwesen, sich mit Vorliebe dessen bedient, was diesem Wesen am wenigsten zur Zierde gereicht.

Da sind zuerst die kleinen äußerlichen Zuthaten und Ausschmückungen der eigenen Person. Wir finden es natürlich, wenn ein Ring, eine Haarlocke, ein Fächer, eine blanke Stiefelspitze mit der Aufgabe betraut wird, als Schaustück der Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ein Ding weiß, was es soll. Der Ring gehört zu einer wohlgepflegten Hand und bewirkt durch sein herausforderndes Blitzen, daß man dies bemerkt; die Locke fällt eigens deshalb so oft in die Stirn, um eben so oft mit energischem Ruck zurückgeworfen zu werden, denn selbige Stirn ist weiß und von genialer Wölbung; der Fächer giebt zu anmutigem Augenpiel Gelegenheit, ja selbst die Stiefelspitze hat ihre berechtigte Mission: ihre Zierlichkeit soll der Phantasie das ganze Füßchen vorzaubern. Was in aller Welt aber ist erst an einer Narbe, an einer recht abscheulichen Narbe, die das Gesicht unheimlich in zwei Hälften teilt, Reizvolles und Verlockendes? Und doch sehen wir den Bruder Studio solchen „prachtvollen Schmiß“ mit einem Stolze, einer Selbstgefälligkeit zur Schau tragen, daß wir deutlich erkennen, seine vornehmlichsten Hoffnungen auf Eroberungen stützen sich gerade hierauf. Auch an den monströsen Tiergebilden, Menschenfragen, Totenköpfen u. dergl., die an Breloques, Stokkropsen und Schmuckstücken prangen, kann der gewöhnliche Beobachter beim besten Willen nichts Anziehendes finden; aber der glückliche Besitzer ist überzeugt, daß ihr pitanter Reiz das sprödeste Herz bezwingt. Ein Handschuh von schreiender Farbe, der Zipfel eines bunten Tuches, der schelmisch aus der Brusttasche lugt, ein Tropfen Parfüm, — hundert und aber hundert solcher Kleinigkeiten sehen wir im Dienste der Koketterie, und jede einzelne erfüllt den Eigensinn mit der tröstlichen Gewißheit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Es kommt bei diesen Dingen auch gar nicht auf Tadellosigkeit, nicht einmal auf Sauberkeit an. Wer den Turner und Deutschländer sieht, wie er mit hoher Selbstgefälligkeit den gar nicht sauberen Hemdtrager zur Schau trägt und gerade in ihm ein wesentliches Attribut germanischer Mannhaftigkeit zu erblicken scheint, — der wird das glauben. So einem Herrn könnte man dreist das eleganteste Kostüm zur Verfügung stellen, er würde sich nicht entschließen, der geliebten Tracht zu entsagen. Auch jener arme Maler im schäbigen Samtrock und mit dem langen ungepflegten Haar thäte es nicht. Einhergehen wie andere Leute, im gewöhnlichen, landesüblichen Rock, in üblicher Frisur, — nicht um die Welt! Das hieße die ganze Erscheinung ihres ureigenen originellen Reizes entkleiden.

Die Koketterie ist eben in der Wahl ihrer Mittel unbedenkbar und beschränkt sich keineswegs auf solche rein äußerliche Dinge; auch nach anderer Richtung verfolgt sie ihre eigenen seltsamen Wege. Gesunde Körperkräfte, Lebensfrische und ungeschwächte Sinne pflegt man doch gemeinhin zu den schätzenswerten Dingen zu rechnen, ja man sollte meinen, daß ein Mensch im Vollgenuß derselben von Natur anziehender sei, als der gebrechliche; aber der allgemeine Geschmack weiß es besser: mit nichts wird so gern und so häufig kokettiert, wie mit Schwächen und Gebrechen. Man setzt seine Ehre darein, solche zu besitzen, wenigstens in irgend einer Weise vom normalen Zustand abzuweichen, und wer es nicht kann, bemüht sich, wenigstens den Schein anzunehmen. Wer zählt die Monocles und Pince-nez, die Lognons und Brillen, die lediglich im Dienst der Koketterie, als Wahrzeichen interessanter Kurzsichtigkeit, aufgebunden werden? So ein Stückchen Glas, das, am schwarzen Schnürchen baumelnd, von dem lieblich gekrümmten Auge allein festgehalten werden muß und doch auf fatale Weise immer heraussällt, ist natürlich ein höchst unbedeutendes Ding, aber das richtige Stutzerange würde sich schämen, ohne solche Bewaffnung zu erscheinen! Von ähnlicher Wirkung sind die goldnen und blauen Brillen; sie geben dem Gesicht so etwas Gelehrtes, Durchgeistigtes, werden daher auch mehr von reisenden Koketten, besonders männlichen, angewendet. Überhaupt ist das schwache Auge sehr in modischem Ansehen, dagegen findet sich merkwürdigerweise selten oder nie die Taubheit als Mittel der Koketterie. Oder hat man schon jemand mit dem Hörrohr kokettieren sehen? — Am allerbeliebtesten aber sind jedenfalls die Nerven. Wer es nur irgend haben kann, Jung oder Alt, Männlein oder Fräulein, schafft sich ein wenig Nervosität an. So ein gelegentliches Auf-

schrecken beim Klappen einer Thür, so ein hinstrebender Seufzer: „O Gott, meine Nerven!“ gilt für außerordentlich effektiv; — Ohnmachten sind, wie ich glaube, nicht mehr in der Mode, aber eine kleine Idiosynkrasie ist um so beliebter. Beim Anblick einer Raupe, beim Heranschleichen eines Käschens keine Nervenzufälle bekommen, hieße, nach der Ansicht vieler Damen, sich der besten Chancen für Eroberungen begeben. Das Lahmsein erfreut sich gerade keiner allgemeinen Beliebtheit, wenigstens nicht so, daß irgend jemand es fingierte, aber man sieht doch hier und da auch einen schleppenden Fuß, ein leichtes Hinken recht ostentativ zur Schau tragen; ja, ich kann versichern, daß eine Dame, die, ohne jung, schön oder liebenswürdig zu sein, doch mit allen Ansprüchen auf Eroberungen auftrat, dieselben einzig und allein auf den pikanten Umstand gründete, daß sie an der Krücke ging. — Das Stammeln, Lispeln und Suchen nach Worten ist ebenfalls recht beliebt; so ein periodisch auftretendes „Ah“ und „Hem“ giebt, nach der Meinung vieler, der Rede etwas ungemein Fesselndes; ebenso ist das Anklagen eines fremden Dialektes höchst wirkungsvoll. Leute, die eine Woche in Wien zubrachten, sprechen nach Jahren noch „wianerisch“; andere, die kurze Zeit im Auslande waren, haben ihre Muttersprache ganz unglaublich schnell vergessen und bringen in derselben keinen fließenden Satz mehr zu stande; alle Augenblicke geniert sie der Umstand, daß ihnen statt des deutschen Wortes das fremde einfällt; es ist sehr ärgerlich, aber was will man dagegen thun? Noch andere haben nur Verwandte im fernem Lande, oder ihre Vorfahren wohnten einmal dort, und daraufhin finden sie nicht einmal einen ehrlichen deutschen Namen mehr für ihre Kleinen, sondern nennen sie James, Kusza oder Marion, je nach der Art ihrer kosmopolitischen Beziehungen. Sehr natürlich! So ein Jaques ist doch unbestritten ein ganz anderer Kerl, als der ganz ordinäre Jakob, und wenn er zehnmal wie ein Jakob aussieht. Das Fremdartige hat eben einen befriedigenden Zauber und läßt eine kokette Verwendung willig zu. Aber wer erklärt die Vorliebe, mit der sich die Koketterie abnormer Körperzustände bedient? Man ist nicht, man schläft nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, man kann nichts vertragen. Fräulein K. setzt sich mit ganz rechthafnem Appetit zu Tisch, aber Gott verhüte, daß jemand etwas davon ahne: sie pickt und nippt wie ein Vögelchen und ist überzeugt, daß diese ätherische Bedürfnislosigkeit ihr die gesamte Männerwelt zu Füßen legt. Und der alte Herr dort, dem es doch sicher nicht um solche Erfolge zu thun ist, schiebt seufzend seinen Teller fort: „Ach! mein armer Magen! wo sind die Zeiten, da ich ihm das bieten konnte!“ verrät aber mit keinem Worte, welche Zimmungen er noch soeben an diesen guten, verlauneten Magen gestellt hat. Auch schlaflose Nächte erfreuen sich einer großer Beliebtheit, denn man hört sehr oft die betäubende Thatsache, nicht geschlafen zu haben, gleich etwas Rühmlichem, mit Eifer und Ehrbrüderung verprechen. Weiter ist die Zahl der Schwächlichen und Empfindlichen, der Hüftelnden und Erregbaren, sowie derer, die von einer kleinen Anlage zur Schwindigkeit oder Auszehrung die bedeutsamsten Erfolge erwarten, eine geradezu erstaunliche!

Daß sich das Kokettieren mit Schwächen und Mängeln nicht auf die körperlichen allein beschränkt, ist natürlich. Auch auf geistigem Gebiet tritt das eigentümliche Bestreben zu Tage, mit dem, was dem Wesen am unvorteilhaftesten ist, zu blenden, zu fesseln; doch verliert es hier leider den Charakter der Harmlosigkeit. Mögen immerhin die Klagenenden und Seufzenden mit ihren Nerven- und sonstigen abnormen Zuständen der Familie wie dem Bekanntenkreise oft recht lästig werden, so ernst und nachhaltig gestalten sich die Folgen selten wie bei jener Koketterie mit geistigen Gebrechen, wo der Mensch thatächlich in seine eigenen Fehler verliebt ist.

In die eigenen Fehler verliebt! Das ist es! Und es ist schlimm genug! Denn hier kann von einem Einlenken auf bessere Wege niemals die Rede sein; man hält ja gerade diese Besonderheiten für einen ganz aparten Vorzug, den niemand nachmachen kann, den man so wenig hergeben möchte, wie der Dandy sein Lognon oder die geniale Stirnlocke. „Ich bin nun einmal so!“ sagt man und bildet sich ein, jedermann müsse freudig erstaunt und hingerissen sein, daß man „so“ ist. „Ich bin nun einmal so,“ sagt der rückwärtslose Polterer und Grobian. „Was ich denke, das sag‘ ich frei heraus; ich kann und mag kein Blatt vor den Mund nehmen.“ Ganz gut, ein solcher Freimut mag dem Polterer selbst bewundernswert bedünken; aber seht einmal, wie bittere Tränen dem harten Wort nachfließen, wie treue Freunde sich verlegt abwenden, wie alles den Grobian endlich meidet, der da glaubt, man müsse seine Art gelten lassen, weil er doch einmal „so“ ist und sich in der Rolle des Grobseins so wunderschön findet. Nicht viel besser ergeht es denen, die mit ihrer Gleichgiltigkeit kokettieren. „Ich lasse es an mich herankommen,“ sagen sie; einen Besuch machen, eine Aufmerksamkeit erweisen, jemand verpflichten, das ist alles nicht ihre Art, das „kann wirklich niemand von ihnen verlangen,“ sie „sind nun einmal so.“ Ja, sie lassen es an sich herankommen, aber es kommt nicht lange; die Gesellschaft schießt endlich ihre Kreise und läßt sie draußen; sie wollten sich suchen lassen, aber siehe da! niemand vermisst sie. Keine Spur von dem zärtlichen Protest, den sie erwarteten; sie verschmähten es, sich der Welt in Erinnerung zu bringen und werden nur zu bald vergessen. Unzählig sind die Formen geistiger Hilflosigkeit, in der sich Menschen gefallen. Gedächtnißschwächen aller Art steckt man sich wie einen reizenden Schmuckgegenstand vor und macht Staat damit. Einer erzählt frohlockend, daß er für Daten absolut kein Gedächtniß habe und meint, um dieser liebenswürdigen Eigenheit willen müsse man ihm jedes Übergehen von Geburtstagen und ähnliche Verstöße gern nachsehen. „Mein Gott,“ denkt und sagt er, „wer kann mir so etwas übel nehmen? Ich bin doch einmal so!“ Aber merkwürdig, es wird doch übelgenommen, gerade so wie dem andern, der kein Personengedächtniß hat und im Vertrauen auf das Gewinnende dieser Eigenschaft gar keinen Versuch macht, ihr das Beleidigende zu nehmen. „Mit wem habe ich die Ehre?“ sagt er zu einem, der ihm mit der freudigen Zuvorsicht eines guten Bekannten entgegentritt, „Sie müssen wissen, lieber Herr,“ setzt er vielleicht beim Anblick der enttäuschten Miene hinzu, „daß ich mir Physiognomien durchaus nicht merken kann.“ Damit glaubt er die Sache nicht nur beigelegt, sondern sogar die bewundernde Sympathie des andern gewonnen zu haben; aber dem ist nicht so: das Nichterkennen am unrechten Platz, wie das Nichtbeachten der Tage, die andern wichtig sind, wirkt im stillen unheimlich

fort, eine feindliche Macht, die man heraufbeschworen hat. Auch das schlechte Ortsgedächtnis ist oft Gegenstand der Koketterie; aber alle, die sich darin gefallen, nirgends hin zu finden, sich nirgends zu orientieren, können wir einer andern großen Gruppe von Koketterie, den kindlich Unbeholfenen, zugesellen. Gott bewahre uns vor dieser Art! Die rührende Vertrauensseligkeit und Zerstreuung des lieben Dinkchens, das überall etwas vergißt, in allen Taschen ungezähltes Geld stecken läßt, bei den einfachsten Dingen sich an die bessere Einsicht anderer wendet, weil er, wie er lächelnd versichert, „von all‘ den Geschichten nichts versteht,“ wird ihm und andern leicht zum Verhängnis, und wenn eine gereifte Frau in „köstlich naiver Unerfahrenheit“ es unmöglich findet, die alltäglichste Geschäftsformalität zu begreifen, das Kleinste allein zu besorgen, „weil ihr lieber Mann sie in all‘ diesen Dingen so sehr verwöhnt hat,“ so scheinen mir alle, die ihm sie sind, belagenswert. So eine liebe Unschuld, so ein herziges Kind in gelesenen Jahren ist das anspruchsvollste, was es geben kann; es verlangt von einem jeden, daß er ihm des Lebens Last und Verantwortung abnehme, es ist zu nichts nütze und will zu nichts brauchbar sein; „es ist doch nun einmal so,“ und wenn die Welt es nur einfach bei Seite schiebt, anstatt seine freiwillige Unerfahrenheit und Hilflosigkeit derb abzufertigen oder grob zu mißbrauchen, so kann es von großem Glück fagen.

„Ich bin nun einmal so!“ Dies Wort, das auf allen Wegen so selbstgefällig erkönt, das der Welt wie ein Freibrief für alles Mögliche entgegengehalten wird, hat schon viel Unheil angerichtet. Häusliche, liebevolle Gatten entwöhnen sich des eigenen Heims, weil die Herrin in fanatischer Wirklichkeit es zu einer Stätte des Unbehagens macht. Sie „arbeitet sich zu Tode,“ weil keines der ewig wechselnden Dienstmädchen es ihr zu dank macht; sie wird gallig, unheimlich, unliebenswürdig in dem beständigen Kampf, aber sie möchte um keinen Preis der geliebten Eigenheit entsagen, die sie nach ihrer Meinung weit über alle andern Frauen erhebt. Wer das triumphierende Gesicht sieht, mit dem sie auf alle Bitten und Vorstellungen, sich zu schonen, erwidert: „Ich weiß, daß ich mich krank mache, mir das Leben verbittere, aber — ich bin nun einmal so,“ — der erkennt deutlich, daß sie in dieses unselbige „so sein“ rettungslos verliebt ist. Ebenso häufig hören wir das Wort von ihrem Gegenstück, der Unwirklichen, die im Bewußtsein einer feineren Geschmacksrichtung oder höheren Bestimmung die häuslichen Pflichten von sich weist. „Ich kann mich nun einmal nicht mit solchen Dingen befassen,“ sagt sie stolz und bildet sich viel ein auf dieses aristokratische oder geniale „Nichtkönnen.“ Aber während sie am Schreibtisch, im Salon, in Ausstellungen und Vereinen ihrer Bestimmung folgt, entbehrt die Haushaltmaschine der leitenden Hand, sind die Kinder fremder Pflege und Erziehung anheimgegeben, entschließen auch ihrem Heim die guten Geister des Friedens und der Behaglichkeit und Verwahrlosung, Unordnung, wenn nicht Verfall und Elend, halten ihren Einzug, weil sie, die Herrin, das und jenes nun einmal nicht konnte, weil sie „einmal so ist!“

Doch genug der traurigen Bilder. Nicht immer führt das rein menschliche Verlangen, mit irgend etwas zu kokettieren, zu ersten Konsequenzen, wenn es auch, als etwas Unberechenbares, immer gewisse Gefahren in sich schließt; denn wer bürgt einem Menschenfinde dafür, daß seine Wahl nicht auf irgend etwas Wunderliches, Komisches, Unpassendes oder gar für andere Störendes fällt? Wer sagt uns, ob nicht gerade wir, ohne es zu ahnen oder zu wollen, irgend etwas an unserer Person in den Vordergrund stellen, was uns am allerwenigsten liebenswert erscheinen läßt? Das muß schon ein sehr abgeschlossener, in sich vollendeter Mensch sein, dazu ein höchst nüchternen und scharfsichtiger, für den solche Gefahr ganz ausgeschlossen wäre; ja noch mehr, für ihn ist sie erst recht nicht ausgeschlossen; denn wer sich selbst so sicher und über alles erhaben fühlt, wird schließlich kaum umhin können, mit diesen Ansichten — ein wenig zu kokettieren! So ist also niemand sicher, und darum mag jeder Art der Koketterie, der wir in harmlosen Formen begegnen, Anspruch auf unsere Nachsicht gewährt sein. Ein Händedruck den armen Schlaflosen und Magenkranken, den Schreckhaften und Blödsichtigen, den ewig Lachenden und ewig Weinenden; sie sind glücklich in ihrer Rolle und schaden niemand. Aber jene andern, die einer blinden Verliebtheit in die Narheiten ihres Wesens, eines seltsamen Wahnes willen, die höchsten Güter des Lebens opfern, — sie, die sich und andere unglücklich machen, weil sie sich gerade darin besonders liebenswürdig finden, — möchte die ernste Schule des Lebens diesen allen zu Hilfe kommen und ihnen das Wort verleiden, das sie so selbstgefällig der Welt entgegenhalten: „Ich bin nun einmal so!“ E. Ludwig.

## Das Froshaus.

Von E. Wicke.

**S**eit uns die Errichtung großer städtischer Aquarien die genaue und mühevolle Beobachtung des niederen Tierlebens — der Fische und Amphibien so wohl, wie der Eidechsen, Lurche, Schlangen u. a. — ermöglicht hat, ist das Interesse für diese stummen, meist scheu und ungesellig lebenden kleinen Wesen allgemeiner geworden und dementsprechend treffen wir auch bereits in vielen Familien die zur Haltung und Pflege derselben dienenden Behälter, die Aquarien und Terrarien, an. Man findet namentlich letztere in den verschiedensten Arten und Ausstattungen, von der einfachen, schmucklosen Kastenform bis zu den elegantesten Schmuckterrarien und den komplizierter eingerichteten heizbaren Gefäßen, die zur Aufnahme südlicher Reptilien dienen. Die Behälter für unsere einheimischen Arten sind einfacher hergestellt und daher von zierlicherer und gefälligerer Form. Durch diese Vorzüge empfehlen sich namentlich die kleinen Sechseck-Terrarien oder Froshäuser — so genannt, weil sie vielfach zur Behausung der beliebtesten kleinen Wetterpropheten dienen — die aber natürlich, trotz dieses beschämenden Namens, unter welchem sie in den Verkehr gebracht worden sind, ebenso gut zur Haltung sämtlicher kleineren Feld- und Waldtiere benutzt werden können.

Die beigelegte Abbildung — die aus der demnächst im Verlage von Friedrich Haensch, Duderstadt a. S., erscheinenden

Brochure: „Aquarien und Terrarien“ entnommen ist — wird der Beschreibung größere Deutlichkeit geben.

Der erste Vorzug dieses kleinen Sechseckterrariums ist die Einfachheit seiner Einrichtung, die es ermöglicht, die einzelnen Teile — Boden- und Deckplatte mit Füßen bez. Spigenauffatz, Säule, Blechbassin und sechs kleinen Glas- und Zinkblechscheiben — innerhalb weniger Minuten und mit geringer Mühe zu dem überaus zierlichen und hübschen Behälter zusammen zu stellen.

Die Vereinigung sämtlicher Holzteile wird durch einfaches Zusammenschrauben bewirkt. Dementsprechend zeigen Boden und Deckel, die aus starken, fannelierten, runden oder sechseckigen Holzplatten bestehen, genau in der Mitte ihrer glattegehobelten Flächen eine runde Öffnung mit Schraubengewinde, während die Säule, welche diese beiden Teile verbindet, sowohl an ihrem oberen, wie am unteren Ende in eine Schraube ausläuft. Die Größe der Säule, des Froschhauses überhaupt, richtet sich natürlich nach den Maßen der Boden- und Deckplatte, und wenn wir für diese einen Durchmesser von je 25 oder 35 Cm. annehmen, so würde für das ganze Terrarium (einschließlich der 10—15 Cm. für Füße und Auffatz) eine Höhe von ungefähr 40 und 55 Cm. angemessen sein. Nimmt man nun noch für die Platten eine Stärke von zusammen 5 Cm. an, so ergibt sich für die Säule eine Höhe von 25 bez. 35 Cm. Die Schraube des Säulenfußes mißt in der Länge etwa 1 1/2—2 Cm., die obere jedoch wenigstens 3 1/2 Cm., da diese nicht mit der Oberfläche des Deckels abschließen darf, sondern vielmehr noch zur Befestigung des Auffatzes dient.

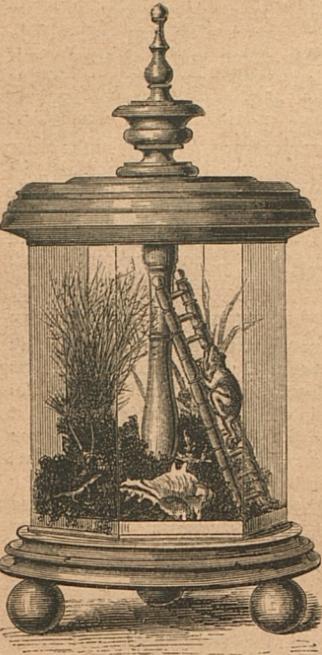
Die Oberfläche des Bodens und die Unterfläche des Deckels zeigen je sechs schmale, mächtig ausgehöhlte (3 Mm.), geradlinige Vertiefungen, die in der Entfernung von etwa 2—3 Cm. genau den Umrissen der sechseckigen Platten folgen. Diese Sechseckform der vertieften Linien, die zur Aufnahme, bez. zum Zusammenhalten der Scheiben dienen und des leichteren Einschlebens halber bis zum Plattenrand verlängert sind, bleibt natürlich auch wenn Boden- und Deckelscheiben rund gehobelt sind.

Als einen besonderen Vorzug des Froschhauses möchte ich hervorheben, daß man dasselbe jederzeit durch einfaches Wechseln der Blech- und Glasscheiben in einen hellen oder mehr oder minder verdunkelten Raum verwandeln und somit den Gewohnheiten seiner jeweiligen Bewohner genau anpassen kann. Aus diesem Grunde ist auch der Standort dieses kleinen Terrariums kein so beschränkter, wie derjenige der übrigen Tierbehälter, die je nach ihrer einmaligen Einrichtung entweder nur in der Nähe des Fensters, oder aber stets an dunkleren Orten aufgestellt werden müssen. Das Froschhaus kann an jedem beliebigen Platze stehen und mittelst einfachen Scheibenwechsels doch stets praktisch und für seinen Zweck passend eingerichtet werden.

Die innere Einrichtung muß natürlich den verschiedenen Neigungen und Gewohnheiten der Bewohner entsprechen, muß denselben außer hellen und dunkleren Plätzen auch Verstecke und namentlich die Gelegenheit zum Herumklettern und Baden bieten. Um das letztere zu ermöglichen, empfiehlt es sich, das Blechbassin, das noch vor Einschrauben des Deckels auf der unteren Platte befestigt wird, und das sowohl an der Innen- wie an der Außenfläche, wie an der Säule mit einem etwa 4 Cm. hohen Rande abschließt, in einen Wasser- und einen Erdraum zu teilen.

Ist das Wasserbecken gefüllt und die andere Hälfte des Bassins mit Erde und Sand, in der Höhe von 3—3 1/2 Cm. belegt, so beginnt die innere Ausstattung und Aus schmückung des Froschhauses. Um die Säule herum, also halb im Wasser, halb auf der Erdschicht, gruppiert man Steine, Krystalle, größere Muscheln u. dergl., und zwar derart, daß zwischen und unter denselben genügend Raum bleibt, um den scheueren Tieren Verstecke zu gewähren. Dabei ist beim Aufbau so zu verfahren, daß möglichst eine jede Scheibe beweglich bleibt und beim Herausziehen derselben nicht etwa der ganze Felsen zusammenzustürzen droht. Gerade der Umstand, daß wir von allen Seiten hineinlangen können, ist einer der Hauptvorzüge dieser kleinen Terrarien; man kann, da sie ja eigentlich nur aus Thüren bestehen, ein jedes Tier leicht und bequem herausfangen, ohne die übrigen zu ängstigen und zu verschrecken. Hat man im Froschhaus keinen Felsen, so stellt man — wie die Abbildung zeigt — auch wohl eine Leiter hinein; doch wird diese immerhin selten benutzt.

Einen recht freundlichen Anblick bieten die beschriebenen Behälter, wenn sie reichlich mit Pflanzen geschmückt sind, und man kann hierzu sowohl Land- wie Wassergewächse wählen. Selbstverständlich sind die Wurzeln nicht ohne Schutzvorrichtung vielleicht nur an einen Stein gebunden, in das Wasser zu legen, bez. in die lose Erde zu vergraben, weil sie hier bald genug herausgescharrt und zertreten werden würden. Man bedient sich vielmehr einer eignen Art kleiner Blumentöpfchen. Es sind dies runde kleine Glaschalen mit einem Durchmesser von ungefähr 4 und einer Höhe von 2 Cm., welche mit rundgeschliffenen Torfplatten geschlossen und mit etwas Erde oder Torfabfall gefüllt werden. Die Wurzeln liegen hier also vollständig geschützt unterhalb der fest schließenden Platte, die in ihrer Mitte nur eine kleine Öffnung für die aufsteigenden Stängel zeigt. Derartige Näpfcchen kommen sowohl für Erd- wie Wasserbassin des Froschhauses in Gebrauch. Selbstverständlich ist es, daß man wegen der geringen Wasserstandshöhe von ca. 3 Cm. nur solche Pflanzen wählen kann, die wohl im Feuchten wurzeln, Blätter und Schaft aber über dasselbe erheben.



### Migräne.

Von Dr. med. M. Dyrenfurth.

**B**ücher könnte man über den Kopfschmerz und seine verschiedenen Arten schreiben. Kein Plagegeist belästigt den Menschen zudringlicher als er. Doch nur selten liebt er es, in Gestalt eines selbständigen Leidens aufzutreten; meistens erscheint er nur in Begleitung anderer Krankheiten und kann den Vorwurf seines Daseins auf eine Anzahl fremder Schultern wälzen. Bald wütet er mit rasender Heftigkeit im Gefolge einer Hirnentzündung, bald macht er als Vorläufer einer unschuldigen Grippe, oder als hinter der Bote eines Diätfehlers unsern Kopf zum Ambos, auf den er unbarmherzig losschlägt. Wir treffen ihn als Stauungsast bei Bluterreichen nicht minder als bei Blutarmen, als unzertrennlichen Gefährten des Typhus, der Lungenentzündung, der Blattern, wie überhaupt fast aller schweren, zumal der fieberhaften Krankheiten.

Aus dem bunten Strauß von Kopfschmerzen, welche uns Erdenbewohnern zur Ausschmückung unierer Pilgerschaft beschieden sind, wollen wir uns heute diejenigen etwas näher betrachten, die auf einem krankhaft veränderten Nervenleben beruhen. Unter dem Einfluß langdauernder tiefer Gemütsbewegungen, Seelen Schmerzen und Sorgen, nach anhaltenden Geistesanstrengungen, namentlich Rechenarbeiten, übermäßigen Nachtwachen, sowie auch nach oft wiederholten schweren Exzessen entwickelt sich ein quälender Zustand, dessen hervorstechendste Symptome sich in einer tiefen Verstimmung der Nerven, einer allgemeinen körperlichen und geistigen Erschlaffung und in einem Gefühl von Betäubung und Druck im Kopfe kundgeben. Diese Menschen, oft die begabtesten, werden zerspreut, fähig, selbst zu leichteren geistigen Arbeiten unfähig. Der Kopfschmerz, an dem sie unablässig zu leiden haben, wird oft so heftig, daß er Lebensüberdruß hervorbringt.

Während dieser aus Überreizung und schließlich Er schöpfung des Nervensystems entstandene Schmerz überwiegend das starke Gefühl heim sucht und hauptsächlich bei solchen Männern vorkommt, die eine sitzende Lebensweise führen, stark mit dem Kopf arbeiten und mit Nervenübeln behafteten Familien entkommen, finden wir eine andere Form des Kopfschmerzes, welche nur nach kürzeren oder längeren Pausen auftritt und nur die eine, meistens die linke Hälfte des Schädels befallt, ungemein häufig in der Frauenwelt verbreitet. Migräne heißt dieser gehäufte Dämon, dessen französischer Name im griechischen hemicrania lautet, und in dieser Sprache die Einseitigkeit des Kopfleidens bezeichnet.

Die früheren Jünger des Askulap pfl egten mit der Migräne kurzen Prozeß zu machen: sie warfen sie ohne Gnade in den großen Topf der Hysterie, jenes vielgestaltigen, auf krankhafter Erregbarkeit des Nervensystems beruhenden Leidens, welches bei keiner Evastochter ganz fehlt, und rühmte sie sich auch noch so sehr, Nerven wie „Stricke“ zu haben. Damit war aber auch der Stab über die Migräne gebrochen. Denn die Hysterie erfreute sich von jeher bei den Ärzten nicht des besten Rufes und galt für wenig mehr als Wahrheit und Dichtung. Ein „hysterisches Frauenzimmer“ — das war gleichbedeutend mit: Übertreibung, Verstellung, Klage ohne Grund, wie denn der berühmte Nervenarzt Romberg das arge Schalkswort gern im Munde führte: mulieri et ne mortuae quidem credendum est — zu deutsch: Weibern sollst du nicht glauben, auch wenn sie schon tot daliegen! Daher geschah es, daß die Migräne ein Stiefkind der Medizin ward, dessen Leiden auf taube Ohren und harte Herzen stieß und höchstens mit etwas Bibergeil und Baldrian, Hirshornsalz und Sennspiritus abgefertigt wurde.

Eine gerechtere Beurteilung verdankt die Migräne erst dem eben genannten Romberg, welcher sie als eine eigen tümliche Affektion des Gehirns auffaßte und von dem weitläufigen, aber schwankenden Nachbargebiete der Hysterie ablöste. Nur in der Deutung als abnormer Prozeß innerhalb der Gehirns substanz gewinnt der migränische Kopfschmerz die Klarheit eines scharf umrissenen Krankheitsbildes und gleichzeitig die Aussicht auf eine erfolgreichere Behandlung, als sie bisher möglich gewesen.

Bedarf es einem so allbekannten Drama gegenüber noch einer Schilderung desselben nach seinen einzelnen Szenen? — Den drohenden Anfall merkt der Kranke häufig schon den Tag vorher an gewissen Anzeichen: Verstimmung, Druck im Kopf, Frost, Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, Gähnen, Niesen, Übelkeit, Magen schmerz. Oft aber erscheint er wie der Dieb in der Nacht. Er beginnt, nach Seeligmüller, „mit einem bohrenden Schmerz, welcher zunächst an einer umschriebenen Stelle des Kopfes, an der Stirn, Schläfe oder in der Tiefe der Augenhöhle festigt, dann aber sich immer weiter ausdehnt, bis er schließlich die eine Kopfseite einnimmt. Dabei steigert sich seine Heftigkeit beständig in einem Grade, daß die Kranken ihre Qualen nicht grell genug schildern können: als wühlten Messerflinten im Schädel, als wäre derselbe in einen Schraubstock gespannt, als sollte er zer springen. Durch jede Bewegung, jeden Sinnesreiz wird der Schmerz erhöht. Jeder Puls wird wie ein Hammer Schlag empfunden. Es besteht vollständiger Appetitmangel; Essen und Trinken verbietet sich in den meisten Fällen schon durch die sehr quälende Übelkeit, welche in häufigen Würgeschauern sich Luft machen will.“ Zuweilen, meist gegen die Höhe des Anfalls, stellt sich wirkliches Erbrechen ein, und dies bringt dann große Erleichterung. Die Dauer des Anfalls beträgt mehrere Stunden bis zu einem halben Tage, mitunter auch noch länger. Meist beruhigen sich die Kranken gegen Abend, schlafen die Nacht hindurch, und erwachen am Morgen zwar matt, aber schmerzfrei.

Über das Wesen der Migräne sind wir allerdings noch nicht völlig im Reinen, doch aber durch die von andern Forschern noch ergänzten Beobachtungen des großen Physiologen Du Bois-Reymond der Lösung erheblich näher gebracht. Wir wissen es jetzt, daß wir bei dieser Krankheit es mit Circulationsstörungen in den Blutgefäßen der einen Gehirnhälfte zu thun haben und daß entgegengesetzte Zustände, sowohl Erschlaffung als auch krankhafte Spannung der Gefäßwände, einen gleichen Effekt: Erzeugung von Kopfschmerzen bedingen. In der einen Form von Migräne, der krampfhaften, erscheinen nämlich, nach Eulen burg, auf der Höhe des Paroxysmus das Gesicht und das Ohr der leidenden Seite blaß und kalt, das Auge eingesunken, die Pupille erweitert und erst am Ende des Anfalls stellen sich Röte und Hitze, Herz klopfen und Erbrechen ein. In der andern Form aber, welche auf Erschlaffung

der Gefäßwände beruht, dem Blute also innerhalb derselben besser zu circulieren gestattet, zeigen sich das Gesicht, das Auge und das Ohr der schmerzhaften Seite auf dem Gipfel des Anfalls heiß und gerötet, die Pupille stark verengt, die Thränenabsonderung gesteigert; beim Nachlaß jedoch erscheinen die entgegengesetzten Zustände.

Die Entstehung der Migräne fällt meist in das jugendliche Alter. Tissot behauptet, wer sie bis zum 25. Lebensjahre nicht gehabt, bleibe auch später von ihr verschont. Die Anlage zu der Krankheit beruht meist auf Erblichkeit; leidet die Mutter daran, so wird sie auch bei den Töchtern nicht fehlen; nicht selten wurden ausgesprochene Anfälle schon bei vier- bis fünfjährigen Mädchen beobachtet. Begünstigt wird sie durch üppiges Leben, Müßiggang, sitzende Lebensweise, Romanlektüre, Gefühlschwärmerei, Nachgiebigkeit gegen Launen, Stimmungen, Leidenschaften.

Nur wenig Vorbeeren hat die Bekämpfung dieses unerbittlichen Feindes den Ärzten eingetragen und das leidige Trostwort bei seinen Angriffen lautet noch immer: Geduld! Ausstehen lassen! Und wie sollte diese Schwäche der Kunst einer so weit verbreiteten Krankheit gegenüber uns in Verwunderung setzen, wenn wir die Fülle der Faktoren erwägen, welche zu ihrer Hervorbringung beitragen: erbliche Anlage, fehlerhafte Erziehung, widrige Schicksale und Lebensverhältnisse, eingewurzelte körperliche Leiden der mannichfaltigsten Art, Nervenschwäche u. s. w. Immerhin dürfen wir behaupten, daß den Fortschritten in der Erkenntnis des Übels auch solche in der Behandlung desselben gefolgt sind. Entsprang die Migräne aus Erschlaffung der Blutgefäße im Gehirn und daraus hervorgegangener Blutüberfüllung, so werden wir Mittel anwenden, welche die Wandungen der Blutgefäße kräftig zusammenziehen; an ihrer Spitze steht das Ergotin. Entstand sie aber aus krampfhafter Zusammenziehung der Gefäße, wodurch dieselben einen schmerzregenden Druck auf die Fasern der Empfindungsnerven ausüben und eine zeitweise Blutarmut in dem Gehirn der leidenden Seite entspringt, so müssen wir Mittel brauchen, welche diese Spannung aufheben und die geschlossenen Gefäße wieder öffnen; vorsichtiges Riechen an einigen ins Taschentuch gegossenen Tropfen von Amylin tritt zaubert in der Mehrzahl der Fälle den Migräne-Paroxysmus hinweg, wenn es auch seine Wiederkehr nicht verhindern kann. Chinin und Coffein erfreuen sich schon längst des Rufes, den Schmerz wenigstens zu lindern und abzukürzen. Auch der Migränekeim — sein Hauptbestandteil ist Menthol, das Öl einer japanischen Pfefferminz pflanze — hat sich durch seine angenehm kühlenden Striche eine große Popularität bei Migränekranken erworben. Nachdem sind während des Anfalls absolute Bettruhe, verdunkeltes Zimmer, Brausepulver, schwarzer Kaffee, Sennpapier auf den Nacken, Eisbeutel auf Stirn und Schläfe zu empfehlen.

Einer der Hauptgründe, warum Migräne, Hysterie und Nervosität heutzutage beim weiblichen Geschlecht so überhand nehmen, wurzelt in mangelhafter, verhätschelnder Erziehung. Der mütterliche Stolz und Ehrgeiz erschöpft sich förmlich im Luxus der Kindertoilette. Den kleinen Pflanzen wird aller Wille gelassen. Sehr richtig äußert sich der Tübinger Nervenarzt Meyer: „Je weniger die Kinder geübt werden, sich zu beherrschen, je unangemessener ihre Wünsche erfüllt werden, je mehr man ihnen gestattet, sich einer maßlosen Trauer über ein zerbrochenes Spielzeug hinzugeben, je mehr die Rute gespart wird, wenn sie sich bei einer getäuschten Hoffnung oder abgeschlagenen Erlaubnis ungeberdigen Ausbrüchen der Verzweiflung und des Zorns hingeben, mit den Füßen trampeln, sich auf die Erde werfen, um so leichter werden sie später hysterisch. Übt man die Kinder zum Fleiß, zur Gewissenhaftigkeit, zur Selbstbefriedigung, läßt man heranwachsende Mädchen nicht den ganzen Tag stricken, Tapisseries nähen und andere Dinge treiben, bei welchen sie ihren Gedanken und Träumen nachhängen können, bewahrt man sie vor schlechter Lektüre, durch welche sie überspannte Ideen bekommen, so schützt man sie am besten vor der Gefahr, hysterisch zu werden“ — und, setzen wir hinzu, Migräne zu bekommen.

### Modeplauderei.

(Pariser Original-Brief.)

**D**en großen Gesellschaftsabenden gehen in dieser Winter sation die kleineren Gesellschaften, die sogenannten Matinées voran. Diese Bezeichnung ist allerdings im Pariser Sinn zu verstehen, denn dieselben beginnen erst um 5 Uhr abends und dehnen sich bis um 8 Uhr, also bis zum Diner aus.

Diese Matinées haben ihre ganz besondere Physiognomie dadurch, daß man nur wenig Herren begegnet, die Müßigen ausgenommen, doch giebt es deren, außer in der alten Aristokratie, nur wenig in Paris. Jedenfalls entlehnen diese Reunions ihren Charakter von den in Deutschland so beliebten „Kaffeekränzchen“ oder von den englischen „Lunchs“, mit einem Anflug von Phantasie, von Unvorhergesehenem, von raffiniertem Luxus, welcher den Pariser Geschmack verrät. In der einen Ecke des Salons ist eine große Tafel errichtet, auf welche alle Koquetterie künstlerischer Eleganz verwandt ist. So muß das Tisch Tuch mit echter alter Guipure garniert oder mit Gold und Seide in orientalischem, vornehmlich persischem Geschmack, reich gestickt sein. Dasselbe Genre weisen die kleinen Servietten auf; als Bedeck selbst müssen Tassen, Teller, Körbchen aus sächsischen Porzellan, aus Sevres oder China in großem Reichtum auf der Tafel vorhanden sein. Will man frei von dem Tadel eines schlechten Geschmades sein, so ist es unerläßlich, daß das Porzellan alt ist, denn die augenblicklich herrschende Geschmacksrichtung findet alles mit „modern“ bezeichnete entschieden häßlich. Auch das Silber ist hiervon nicht ausgeschlossen, es muß wenigstens tren nach alten Vorlagen kopiert sein. Alte Glaschalen, venetianische Phiolen oder solche aus geschliffenem Krystall enthalten Weine aus Syrien, Spanien oder dem Süden Frankreichs, doch müssen auch diese wieder „alt“ sein. Aber auch warme Getränke sind vorhanden, wie der Samovar und die auf eine Lampe gestellte Chokoladentanne beweisend. Die substanzvolleren Bestandteile zum Nachen sind Sandwids, so durchsichtig wie Spitze, kleine Brötchen mit Gämeleber, getrübbelte Sülze und Rebhühner in goldfarbener Fleischgelée; die Vertreter des Pflanzenreiches sind Weintrauben, noch an der Ranke hängend, kleine Zwergkirchbäumchen mit ihren Früchten,

Erdbeerkörbchen und aus Bidad oder Rizza kommende Mandarinen am Zweig.

Man kommt und geht, bleibt zehn Minuten, läßt sich für einige Stunden nieder oder macht die Runde durch sämtliche geöffnete und gleichmäßig durchwärmt, hell erleuchtete Zimmer; die Unterhaltung ist entweder allgemein oder wird gruppenweise geführt, oder man läßt sich in dem Schatten mächtiger Blattgewächse nieder, deren Köpfe durch geschmackvolle Arrangements verdeckt und deren Erde ein Veilchen- oder Hyacinthenbeet ist.

Ist es nach Vorausgeschicktem noch zu erwähnen nötig, daß die Toilette das hauptsächlichste Interesse dieser Zusammenkünfte bildet? Ein vielgenanntes Wort sagt ja schon, daß die Frauen sich lieber schmücken, den Frauen zu mißfallen als den Männern zu gefallen, den Reiz jener lieber als die Bewunderung dieser erregen. Sie bewahren es, indem sie bei diesen meist weiblichen Gesellschaften die feinsten Kombinationen, die kühnsten Farbzusammenstellungen, den höchsten Luxus in eigener Phantasie zur Schau tragen.

Effekte von erstaunlichem Reichtum, ähnlich dem Feuer von Gold, Silber, Bronze und Kupfer. Bei diesen Matinées sieht man ferner Roben aus farbigem glattem Sammet mit durchbrochenen Stickereien, mit Applikationen aus glattem Sammet, das Ganze als Transparent auf hellem Atlas liegend; nehmen wir z. B. an, daß eine Robe aus moosfarbenem Sammet ist, so würde das Transparent blaßblau oder blaßrosa sein müssen.

Für die Ballkleider trägt man Tüll in jeder Farbe und Feinheit. Oft ist dieser Tüll einfarbig und glatt, dann wieder bestreut mit Tropfen von Goldmetall; vielfach sieht man dunkeln Tüll auf hellem Seidenstoff, z. B. granatroth auf blaßrosa, moosfarbig auf blaßblau oder auch umgekehrt, heller Tüll auf

dunklem Seidenstoff, z. B. malvenfarben auf moosgrün. Auch trägt man Diamantgaze mit Chenillebessins auf scharf sich abhebendem, andersfarbigem Rock. — Höchst elegant sind die Sorties de bal aus Gaze in allen Farben, gleichfalls einem andersfarbigen Seidenstoff aufliegend und mit breitem Federbesatz garniert.

Im ganzen sind die Matinées-toiletten sehr verschieden von den Diner-Roben. Die Taillen, bei den Matinées hoch, sind am Abend ziemlich frei defolletiert, wie man sie vor ungefähr 40 Jahren trug, die Schultern so frei lassend, wie es die Modenkünstler jener Zeit zeigen. Die vorn und hinten spitz aus-geschnittenen Taillen werden mit Illusionstüll drapiert.

Fürs Theater trägt man spanische Jäckchen aus rubin-farbenem Plüsch, die anstatt der Armele Spaulettes aus Jet-franze haben. Diese Jäckchen sind ziemlich kurz, um eine Art russisches Hemd aus Gaze oder Seidenkrepp mit halblangen Ärmeln sehen zu lassen. Andere Jäckchen aus glattem oder genuesslichem Sammet werden offen über einer Weste aus schmalen, weißseidenen Bändern, welche mit Tüllblenden ab-wechseln, getragen. Zu diesen offenen Jäckchen kann man auch einen Laß verwenden, der in der Breite eines Gürtels sein plüschiert, am Halsauschnitt eingekräußt und daselbst mit einem kleinen horizontal plüschierten Krage verbunden ist.

Da man heutzutage in jeder Saison reist, so sind Reise-kostüme aus Serge mit breiten farbigen Streifen und dicker Franze, dem Stoff angewebt, vorhanden; die Lieblingsfarbe ist marineblau mit roten Streifen und Franze, der Krage, die Weste und die Ärmelrevers sind aus rotem Plüsch, die Tunika entweder mit roter oder blauer Seide gefüttert. Die Kapote-Form bleibt die bevorzugte für Theaterhüte, die ganz weiß oder doch in zarten Farben getragen werden. Emmeline Raymond.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Maskenbildes „Januar“ 1886.

Fig. 1. Odalische. Der kurze 2 Meter weite Rock aus blauem Atlas ist in der Weise der Abbildung mit 10 Cent. breiten, im orientalischen Geschmack ausgeführten Borten garniert. Die Bluse aus gestreifter Seidengaze hält ein Wiederjäckchen aus Brokatstoff zusammen; aus gleichem Stoff sind die Ärmelspangen hergestellt, welche man, sowie das Jäckchen mit großen Wachsperlen ausgestattet hat. Ein 225 Cent. langer, 40 Cent. breiter Shawl aus Seidenstoff wird um die Hüften geschlungen. Das Beinkleid aus Seidengaze ist mit weißem satin merveilleux unterlegt, je am unteren Rande eingereicht und mit einem Bündchen von Brokatstoff, dem Perlenstickerei aufliegen, verbunden. Toqueartiger Kopfschmuck aus mit Pappe als Einlage versehenem Atlas, mit Perlen, Spangen und Phantasie schmuck verziert; gleicher Phantasieschmuck am Hals und Arme. Atlas-Schuhe mit Stickerei vervollständigen den Anzug.

(Preis der Papierschnittmuster für Bluse und Jäckchen zusammen: 1 M. = 70 Kr. ö. W.)

Fig. 2. Biene. Der 160 Cent. weite Rock aus grauem Satin ist mit einem in Falten gereichten zweiten Rocktheil aus schwarzer, mit Goldpunkten bestreuter Gaze überdeckt und wird durch einen mit 12 Cent. breiten schwarzen Sammetstreifen verziert, vorn und hinten angebrachten gelben Atlassteil vervollständigt; letzterer setzt sich im Rückenteil des Nieders aus gelbem Plüsch, welches mit Puffärmeln von Tüll aus-gestattet ist, fort. Aus gleichem Plüsch und Pappeneinlage ist der Bienenkopf hergestellt, mit Augen von Sammet und kleinen Hörnern von Papier mit Drahteinlage versehen. Die Flügel aus doppelter gelber Gaze sind mit Draht gestiftet. Graue lange Handschuhe, graue

Vier Rückansichten zu Fig. 1-4 des beiliegenden kolor. Stahlstich-Maskenbildes.



Strümpfe und gleichfarbige Schuhe mit Bienen verziert vervollständigen den Anzug. (Preis der Papierschnittmuster für Nieder und Schürze zusammen: 1 M. = 70 Kr. ö. W.)

Fig. 3. Kleinrussisches Nationalkostüm. Der mit Stickerei von rotem und schwarzem Garn verzierte 230 Cent. weite Rock aus Spirting ist am unteren Rand mit einer Zwirns Spitze begrenzt. Mit gleicher Stickerei hat man die Puffärmel der Bluse ausgestattet und letztere mit einem gestickten Gürtelband, dessen Enden hinten geschlungen werden, geschlossen. Der 108 Cent. lange, 98 Cent. breite

Shawl aus starkem buntem Wollenstoff ist an den beiden Querseiten mit bunten Lanzetten begrenzt und in der Weise der Abbildung in Falten arrangirt auf dem Rock befestigt. Um den Hals 9 Schnüre von Perlen und Münzen, von denen je drei Reihen als selbständiges Collier mit abwechselnd roten und blauen langen seidenen Bändern zusammengehalten werden. Im Haar ein Kranz von bunten Blumen. Weiße Strümpfe und rote gestifte Schuhe.

(Preis des Papierschnittmusters für die Bluse: 50 Pf. = 35 Kr. ö. W.)

Fig. 4. Bergmannskostüm. Über den 210 Cent. weiten, am unteren Rande mit einem 20 Cent. breiten grünen Sammetstreifen besetzten Rock von Satin fällt ein gleich weiter kürzerer Rock aus schwarzem Atlas. Die Bluse mit Schoß aus letzterem Stoff ist mit einem Reversstreifen von grünem Sammet garniert, mit kleinen Taschenspatten ausgestattet und mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen; ein Gürtel aus Leder mit Metallschloß, an welchem ein Haken zum Anhängen der Laterne befestigt ist, schließt die Bluse und faßt zugleich das Schurzleder, welches aus braunem Atlas gefertigt wird, zusammen. Rappe aus mit Pappe unterlegtem schwarzem Atlas mit gekreuzten Hämmern von Silber verziert. Rote Strümpfe und schwarze Stiefelchen vervollständigen den Anzug. In den Händen ein Hammer von Pappe und eine kleine brennende Laterne.

(Preis der Papierschnittmuster für die Bluse und das Schurzleder zusammen: 1 M. = 70 Kr. ö. W.)

Bezugsquelle

für Papierschnittmuster: die Verlags-handlung des „Bazar“, Berlin W., für Maskenanzüge und einzelne Utensilien: Berch u. Klothow, Charlottenburg, Leibnizstr. 3.

Korrespondenz.

Verschiedenes. S. M. Ihrem Wünsche entsprechend bringen wir heute das Bild der gräßlichen Operetten-Diva des Berliner „Walhalla-Theaters“, Adolfinie Biemaier.



Die Künstlerin ist am 7. September 1850 in Lemberg geboren und machte mit 13 Jahren den ersten theatralischen Versuch in Czernowitz. Im Jahre 1875 präsentirte sie sich dann zum erstenmale dem Publikum ihrer Vaterstadt und gefiel außerordentlich. Im Jahre 1880 treffen wir sie am Hoftheater in Warschau und fünf Jahre später wurde sie an der Walhalla-Bühne engagiert, zu deren beliebtesten Mitgliedern sie gehört. — Anna M. in Dr. Rein!

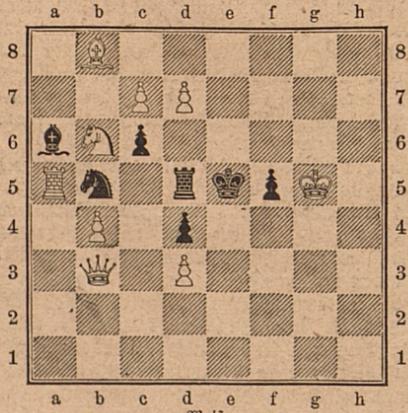
Schach.

Das folgende kleine Meisterstück erhielt kürzlich in einem amerikanischen Problemturnier den dritten Preis.

Aufgabe Nr. 167.

Von S. M. Rogers.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Mertens. Zu dem von Ihnen angegebenen Zwecke empfehlen wir Ihnen das „Schachturnierbuch von Dufresne“. Verlag von Voigt in Weimar. Preis 3 M.

Schach- und Spiel-Forenspondenz.

Herrn C. M. Boellot, Ernst Hettich, Carl Wegener, A. v. B. in Berlin, V. Sander, R. Verzius und mehreren Korrespondenten. In der Schachaufgabe Nr. 163 soll das Matt mit dem zweiten Zuge herbeigeführt werden, nicht mit dem dritten, wie dies in Ihrer Ausführung geschieht. — Fr. Auguste v. Homener. Ein Lehrbuch des Dominospiels, das dieses Spiel ausführlich und gründlich behandelt, ist uns nicht bekannt. Vielleicht teilt einer unserer Korrespondenten uns den Titel eines solchen Wertes mit. — Der Ursprung des Wortes Damenspiel hat keinen Zusammenhang mit dem französischen Dame, vielmehr mit dem spanischen dama und dem deutschen Damm. — Herrn L. v.

Allen Abonnenten

empfehlen wir:

Bazar-Einbanddecke für 1885 in eleg. Goldprägung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung. Preis 2 Mark 80 Pf.

Bazar-Gammel-Kasten in Form eines elegant gebundenen, reich verzierten Buches, die zur bequemsten Aufbewahrung der einzeln erscheinenden Nummern und Schnittmuster-Bogen dienen. Diese Kasten tragen keine Jahreszahl und können dauernd zu vorgenanntem Zweck verwendet werden. Preis 4 Mark (reich vergoldete Ausgabe) und 3 Mark 50 Pf. (einfachere Ausgabe). Jede Buchhandlung übernimmt die Beforgung.

Alle Postanstalten des In- und Auslandes, sowie alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf das I. Quartal 1886 entgegen und liefern Nr. 1 nach. — Preis vierteljährlich 2 Mark 50 Pf. — Die erscheinenden Nummern werden von der Kaiserlichen Post und vom Buchhandel gleichzeitig ausgegeben.

Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, 24 Schnittmuster-Bogen (ca. 400 Modelle), 24 Illustr. Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter (Unterhaltung — Annoncen). Kolorierte Stahlstich-Modenbilder.